



Daniele Giglioli

Die Opferfalle

Wie die Vergangenheit die Zukunft fesselt

€ 14,90, 126 S., Berlin 2016

Matthes & Seitz

ISBN: 978-3-95757-150-2

„Vittimario (von *vittima*, Opfer): So lautete in Rom die allgemeine Bezeichnung für jenes untergeordnete Personal, das für die Opferhandlungen zuständig war und aus den *popae* und *culturarii* bestand. Den *vittimari* oblag es, das Opfertier zum Altar zu führen, ihm auf Befehl des Priesters mit dem *malleus* (einer Keule) einen Schlag gegen den Kopf zu versetzen, um ihm dann, sobald es erlegt war, mit dem *culter* die Kehle zu durchtrennen. Nach dem Tod des Tiers entnahmen ihm die *vittimari* die Gedärme, sei es, um darin die Zukunft zu lesen, sei es, um den für die Götter vorgesehenen, auf dem Altar abzulegenden Teil (die *magmenta*) herzurichten.“

Dieser Artikel aus der *Enciclopedia Treccani* zu antiker Opferhandlung ist die nüchtern-blutrünstige Intrade zum furiosen Essay „Die Opferfalle“ von Daniele Giglioli, dem Literaturwissenschaftler aus Bergamo. Religionsgeschichtlich mögen diese Opferhandlungen längst überholt sein, eine Reminiszenz an grausam-abergläubische, aber vergangene Zeiten, und dennoch scheinen Opfer ein langes Leben zu haben. Das Interesse am Opfer steigt, religionswissenschaftlich wie philosophisch – deutlich abzulesen etwa in den Arbeiten von René Girard oder Giorgio Agamben. Und man kann dies als Reflex auf eine sich aufladende Rede vom Opfer in den Diskursen und Selbstverständigungen nachmoderner Welten sehen. Das Opfer ist allgegenwärtig und zu einem Signum unserer Zeit geworden. Und ja, diese Opferklage – denn Opfer ist nie ohne Klage, in ihr lebt das Opfer weiter – schwillt an. Das alles beschreibt Giglioli virtuos und formuliert daraus seine überraschende These: Dass das Opfer zunehmend den aktuellen Diskurs beherrscht, dass neue Opferideologien aus der Ohnmacht der Vernunft am Ende ihrer neuzeitlichen Geschichte entstehen und dass die Herrschenden sich des Opferparadigmas bemächtigen, um unbehelligt von kritischen Einsprüchen ihre Interessen durchsetzen zu können. Notfalls weint der Herrscher, wenn er bei Illegalem ertappt wird – und das Volk jubelt wieder. Oder er bedauert unendlich, dass seine Politik alternativlos sei, ja, er selber das erste Opfer sei und deswegen auch Opfer vom Volk fordern müsse – aber das Volk wählt ihn wieder und wieder. In der Rede vom Opfer komme nichts anderes zum Ausdruck als die Rücknahme der Emanzipation, des Aufrufs zur Mündigkeit, an deren Stelle „das gegenteilige Motto: Unmündigkeit, Passivität, Machtlosigkeit“ stehe. Ich leide, also bin ich – und das ist so authentisch wie unhinterfragbar. „Das Opfer ist der Held unserer Zeit“, so der erste Satz von Giglioli, eine Premi-umexistenz, die zu nichts mehr zwingt, weil der Zwang schon (ab)getragen wurde und deswegen zwingend für andere ist. Wir sitzen in der Opferfalle. Und Giglioli will aus dieser Opferfalle heraus: „Dieser Essay ist jenen Opfern gewidmet, die keine mehr sein wollen.“ Wie aber kommt man da heraus?

Giglioli unternimmt Erkundungsreisen durch die Opferfalle auf dem Weg zu ihrem Ausgang. Zunächst beschreibt er die Bandbreite der Opferrede. Dabei wird die Realität der Op-

fer, des Leidens, des Schmerzes nicht geleugnet, wohl aber hinterfragt, wie Opferklagen immer neue Funktionen in der Gesellschaft erhalten, „mythologische Opfermaschine“ genannt. Infrage gestellt wird nicht der Holocaust, sondern wie die Rede vom Holocaust sich verselbständigt, wie seine Opfer in verschiedenen Kontexten zur Legitimation politischen Handelns werden. Missachtet werden nicht die Opfer von Kriegen oder Attentaten, es sei aber eine Missachtung der Opfer, sie in eine Erinnerungskultur zu sperren, die das Leid und die Gewalt historisierere, ohne dabei die Herausforderungen für heute zu thematisieren. Diese Mythenmaschine führe zu einer schleichenden Enteignung der eigentlichen Opfer: etwa dort, wo in amerikanischen Kriegsfilmern die amerikanischen Soldaten als Opfer dargestellt werden, deren Leid, im Film auf dem Altar der Öffentlichkeit inszeniert, die Schuld Amerikas am Krieg auslöscht und gleichzeitig neue Angriffe legitimiert – ein Spiel, das derzeit viele Nationen spielen, insofern sie sich als Opfer stilisieren, um sich so ihrer nationalen oder religiösen Identität zu vergewissern. Oder dort, wo im besten Glauben Organisationen und Komitees im Namen der Opfer, also etwa der Frauen, der Prostituierten, der Schwulen, der Geknechteten aller Länder, sprechen, und neuerdings und mit großem Aufwand auch in dem der Flüchtlinge: Gefragt werden diese selten, wohl aber werden sie dem gesellschaftlichen Diskurs konform zu Opfern stigmatisiert und als solche in Erinnerung behalten. Den Ausgangspunkt dieser Transformation der Opferrede vermutet Giglioli in den 68er-Bewegungen, die auf dem Weg in eine neue Welt im Konsum endeten: Weil Veränderung nicht mehr machbar schien, wurde aus der Utopie der erstarrende Rückblick; die Verpflichtung, einen Mehrwert der Gesellschaft zu schaffen, schrumpfte auf das Recht, den Mehrwert der Gesellschaft zu konsumieren. Wenn schon nicht Gerechtigkeit für alle, so zumindest doch mein eigenes Recht auf alles, und wer mir dieses nimmt, wer mich auch nur in die Gefahr bringt, zum Verlierer zu werden, der macht mich zum Opfer. Begründen, argumentieren und gesellschaftlich kommunizieren muss ich, das Opfer, das nicht mehr: Es genügt, Einblicke in meine Leidensgeschichte zu geben – willkommen im Land der Opferkonkurrenzen, der ökonomisierten Leidensgeschichten, in denen das Opfer vorprogrammiert ist.

Und wo ist nun der Ausgang? Hier setzt in aller Vorsicht Giglioli auf die Wiedergewinnung kritischer Vernunft, auf *agency*, Handlungsfreiheit. Es wird aber keine Vernunft sein, die unparteiisch ist, sondern eine, die vom Opfer als der anderen Seite der Vernunft nicht loskommt, vom Opfer, dessen Klagen schon verklungen sind. Und auch nicht vom Schmerz, der, als ästhetisch reinszenierter, genießbar gemacht wurde. Worauf Giglioli zielt, lässt sich theologisch so formulieren: Dass in jedem Opfer eine Verheißung von Erlösung liegt, eine letzte Bitte um Gnade, ein letzter Blick des Opfers, der dem Täter gilt. Hier wurzelt, was *agency* werden kann. Dazu aber muss die Kritik selber das Opfermesser in die Hand nehmen, das Rasiermesser Ockhams oder das Skalpell der Vernunft, um den Opferfreudigen damit ins Herz stechen, damit aus Krokodilstränen echte Tränen werden, die den Blick freigeben auf eine andere Gesellschaft, die gnädiger ist.

Nachsatz: Gigliolis Opferpamphlet kommt übrigens ohne Kritik an der kirchlich-theologischen Opfertheologie aus. Vielleicht, weil diese sich angepasst hat. Die archaischen Opfer, die blutige Wiederholung des Opfers Jesu, haben die Protestanten abgeschafft – und dafür das Opfer ethisiert, als Hingabe, in Liebe und Gehorsam. In seinem Namen wurden Opfer gebracht und gefordert bis dazu, das gottgeschenkte Leben Führer, Volk und Vaterland zu opfern. Und weil die-

se Opferideologie zu kostenintensiv war, wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschafft. Nein, wir reden nicht mehr vom blutigen Opfer, von Gehorsam und Hingabe. Kirche ist nun zum Anwalt der Schwachen geworden, hat das Wächteramt und die *leadership* in Opferfragen übernommen (vielleicht aus Angst, eines Tages selber Opfer einer ökonomisierten Vernunft zu werden, die Opfer verlangt). Und gleichzeitig wuchert die Redewendung allenthalben: „Was macht das mit

mir ...?“ Damit stilisiert man sich gerne zum Opfer von anonymen und dunklen Mächten da draußen und entbindet sich von der Frage: Was mache ich damit ...? Eine kirchliche Relektüre von Gigliolis frechen Thesen steht noch aus.

Dr. Hans Jürgen Luibl

Leiter BildungEvangelisch, Villa an der Schwabach, Erlangen
Hj.luibl@bildung-evangelisch.de



Lena Wolking, Friedrich Schweitzer

Erwachsenenbildung und Kurse zum Glauben

Angebots-erhebung und -analyse in der Evangelischen Landeskirche Württembergs

€ 39,90, 169 S., Bielefeld 2015

wbv

ISBN 978-3-7639-5494-0

Die Kampagne, die weitläufig unter dem Stichwort ‚Glaubenskurse‘ bekannt ist, wurde im Rahmen einer Studie an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen für den Raum der Württembergischen Landeskirche zwischen 2013 und 2014 untersucht. Diese Studie bildet die Grundlage für die vorliegende Veröffentlichung zur Erhebung und Analyse des Kursangebotes.

Nach einem ersten Überblick über bereits veröffentlichte Studien zum Thema werden in der Untersuchung Fragestellung, Vorgehensweise und der Rücklauf der Erhebung beschrieben. Sodann werden die Befunde dargestellt und schließlich in einem weiteren Kapitel zusammengefasst und interpretiert. Kirchenpolitische Stellungnahmen aus den Fachabteilungen der Landeskirche bilden das letzte Kapitel der Studie. Am Schluss ist auch der zur Erhebung verwendete Fragebogen abgedruckt.

Auf den ersten Blick macht die Veröffentlichung einen interessanten Eindruck: Es wurden über fünfhundert Fragebogen ausgewertet. Bei näherer Betrachtung indes fragt man sich, welche Zielsetzung die breite Umfrage und komplexe Auswertung leitet. Das kommt zum einen daher, dass Begriffe und Bezüge, die den Diskurs prägen, nicht deutlich definiert und voneinander abgegrenzt werden. Vor allem findet sich nur ansatzweise eine Differenzierung von Erwachsenenbildung und Mission (vgl. S. 126ff.), die allerdings auch nicht zur Systematisierung beiträgt. Geschrieben wird lediglich von Angeboten, die „primär der Erwachsenenbildung zuzurechnen sind“ (S.121) und von Kursen, die „stärker auf Mission angelegt“ (ebd.) sind, ohne dass deutlich wird, welche Kurse wozu zählen und woran dies festgemacht wird. Aber auch die breite Diskussion über die Bedeutung des Bildungsbegriffs im Kontext missionarischen Handelns wird nur ansatzweise

reflektiert und rezipiert. Und wie so oft münden die Überlegungen in der Frage, wie man die sogenannten kirchendistanzierten Menschen ‚erreicht‘ – womit man dann das ‚hidden curriculum‘ der Glaubenskurse (vgl. S. 127f.) auch auf die Ebene der Studie überträgt. Was fehlt, ist ein bildungstheoretischer Zugang, der sachdienliche Bezugnahmen ermöglichen könnte. Es bleibt bei vage-wertenden Aussagen über die Häufigkeit von Glaubenskursen beziehungsweise das Fehlen von Alternativen. Nur holprig gelangt man schließlich zu einem politisch-programmatischen Appell für die große Bedeutung religiöser und theologischer Bildung im Lebenslauf, für verlässliche und gezielte Grundangebote der Kirchen (vgl. S. 129). Der Appell verbleibt im Normativen und baut auf keinen wissenschaftlich reflektierten Grund. Die bloße Behauptung, Bildung gehöre substantiell zum evangelischen Glauben, ist nicht neu und wird theoretisch immer wieder gern aufgegriffen.

Die empirischen Befunde der Untersuchungen zeigen nur, dass es bei Glaubenskursen um eine Vergewisserung des Glaubens in einer Kerngemeinde geht, und überwiegend nicht um öffnende Angebote, im Sinne etwa einer ‚Differenz-Kompetenz‘ (Dietrich Korsch) von Religion und theologischer Erwachsenenbildung. Dies spiegelt sich auch darin, dass gerade diejenigen Module, die die religiöse Vielfalt der gegenwärtigen Gesellschaft zu verstehen intendieren, durchweg seltener in Anspruch genommen werden.

Eine Analyse des Angebots und der Nutzung der Glaubenskurse hätte die Möglichkeit geboten, die Bedeutung und Zielsetzung von theologischer Erwachsenenbildung – zumindest für eine Landeskirche – zu reformulieren. Leider kann das die vorliegende Studie nicht einlösen. Ihr mangelt es dafür vor allem an einer reflektierten und urteilsfähigen Auseinandersetzung mit den Grundbegriffen ‚Erwachsenenbildung‘ und ‚Mission‘ und einer bildungstheoretischen Verortung. Schade, dass die aufwändige empirische Arbeit keinen wissenschaftlichen Ansatz für konzeptionelle Überlegungen in der religiösen Erwachsenenbildung geben kann und der Grandseigneur der religiösen Erwachsenenbildung mit seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin nur das altbekannte kirchenpolitische Statement ‚mehr Bildung in der Kirche‘ erneuert hat.

Dr. Melanie Beiner

Leiterin und Geschäftsführerin der EEB Niedersachsen
Melanie.beiner@evlka.de